

Gebirgs - Blüthen.

Dritter

Sahrgang.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg den 6. April.

Was der nicht will, hätt' jener gern,
Was dem zu nah, ist jenem zu fern —

Und was wir haben, und was uns fehlt,
Wir werden von beiden gleich gequält.

W o f f n u n g.

Bald durch lachende Gefilde,
Bald durch Wüsten öd' und wilde
Windet sich die Lebensbahn
Zelt bergab und dann bergan.

Freude reicht uns heut den Becher
In dem Kreise froher Zecher;
Morgen bricht der Trennung Schmerz
Unser gramersfülltes Herz.

Die uns Liebe heut geschworen,
Spottet morgen schon des Thoren,
Und in eines andern Arm
Ist sie taub für unsern Harm.

Wie das Schiff die Meereswellen
Schäumend auf und nieder schellen,
Also täuschet uns das Glück
Und wird oft zum Mißgeschick.

Doch mag uns der Sturm umbrüllen
Mögen Wolken dicht verhüllen
Unser's Lebens Horizont,
Wenn nur Hoffnung in uns wohnt.

Sie läßt unser Auge schauen
Grüne Haine, Blumengauen,
Wann die Wüste uns umfängt
Und den Halm die Sonne sengt.

Ueber Schlünden, in der Ferne,
Zeigt sie uns der Rettung Sterne,
Und besäumt mit Purpurroth
Selbst die Wolke, die uns droht.

Tröstend naht sie sich dem Kranken,
Dem erschlaft die Hände sanken,
Und verläßt den Armen nicht,
Bis sein müdes Auge bricht.

Die Familie Walther.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre waren indeß vergangen; Familien-Verhältnisse hatten den Major von Eschendorff anderthalb Jahre in einem fremden Welttheil aufgehalten, und froh, endlich seine Heimath und seine Güter wiedersehen zu können, vielleicht auch von der Sehnsucht angetrieben, die Familie Walther wiederzusehen, da er während seines kurzen Aufenthaltes in jener Gegend dieselbe nicht nur hochachten gelernt, sondern auch sehnlichst gewünscht hatte, mit derselben in ein näheres Verhältniß zu treten, kehrte er heim. Sein Weg führte über Düle, und schnell entschloß er sich, diese Gelegenheit zu benutzen, um seine alten Freunde und Bekannten wiederzusehen. Aber wie sehr erstaunte er, als er das herrschaftliche Wohngebäude betrat, und ihm lauter fremde Gesichter entgegen kamen. Er fragte nach dem Amtmann Walther, aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. Der jetzige Amtmann wohnte schon seit einem Jahre hier, und seit dieser Zeit hatte man von Walthern nichts erfahren. Harte Schicksalsschläge sollten ihn gegen das Leben, wie gegen jedes Geschäft, gleichgültig gemacht haben, und so habe er Haus und Hof freiwillig verlassen, und sei in eine ferne Gegend gezogen. Dies war Alles, was der Major von dem jetzigen Amtmann in Düle erfahren konnte. Niedergeschlagen durch diese unwillkommene Botschaft, und nachdenkend setzte er seine Reise fort. Doch kaum war er zu Hause angelangt, als ihm ein Brief übergeben wurde demzufolge seine Gegenwart an einem 20 Meilen von seinem Gute entlegenen Orte dringend nöthig war. Ohne sich weiter um etwas zu kümmern, ließ er schnell seine Sachen wieder

einpacken, um abzureisen, denn seit jener betrübenden Nachricht schien diese Gegend allen Reiz für ihn verloren zu haben. Er dachte nur an Walther und an — Elise.

Innig bekümmert und von trüben Gedanken gequält, setzte sich der Major in den Wagen. „Wir fahren die Nacht durch“, rief er dem Kutscher zu: „„aber, gnädiger Herr,““ erwiderte dieser, „die armen Thiere können doch nicht Tag und Nacht laufen!““ „Auf der nächsten Poststation nehmen wir Extrapostpferde,“ war die Antwort des Majors. Seinen düsteren Gedanken nachhängend, überließ er sich ganz dem Schmerze, während seine rege Phantasie ihm allerlei schreckhafte Bilder vor seine Seele führte. Vergebens hoffte er durch Ermüdung einen Schlaf zu erzwingen, der ihm wenigstens auf Augenblicke Vergessenheit seines Kummeres gewährte. Statt dessen umging ihn gegen Morgen ein leiser Schlummer, der ihn durch schreckhafte Traumbilder noch mehr ängstigte: Er sieht eine Jungfrau mit den Wellen kämpfen; er will hinzueiln, will ihr helfen, doch vergebens, sie entschwindet seinen Augen. Noch ist sein starrer Blick auf jenen Punkt gerichtet, wo er sie zuerst gesehen; da bringt man eine Leiche ihm vorüber, feucht hängt das dunkle Haar zur Erde nieder; es sind gebleicht der Jungfrau Rosennangen, doch schön noch ist im Tode sie. Es starrt sein Auge hin, da scheinen ihre Züge sich zu regen; es faßt Entsetzen ihn — Elise ist's. Ein lauter Schrei, ein heft'ger Stoß, und er erwacht aus seinem Traume. Der Kutscher, eingeschlummert, hatte umgeworfen. So unangenehm auch sonst dem Major ein

Erwachen dieser Art gewesen wäre, so erfreut war er jetzt, von jenen gräßlichen Schreckbildern erlöst worden zu sein. Man richtete den Wagen auf, und es fand sich, daß ein Rad sehr bedeutend beschädigt worden war. Es blieb also nichts Anderes übrig, als in dem glücklicherweise nicht fern mehr gelegenen Dorfe ein Unterkommen zu suchen, und das Rad wieder in Stand setzen zu lassen. Mißmüthig kehrte der Major in das dortige Gasthaus ein; doch kaum hatte er das Nöthige angeordnet und einige Erfrischungen berührt, als ihn seine Unruhe auch schon wieder hinaustrrieb, um vielleicht in einem Spaziergange Erholung oder Zerstreuung zu finden.

Es war ein schöner Herbstmorgen, angenehm und erfrischend war die Luft; doch schon kündigte das häufig herabgefallene Laub das baldige Herannahen des Winters. Der Anblick der trauernden Natur, das allmälige Erstehen derselben war nicht geeignet, die düstre Stimmung des Majors zu erheitern; unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach dem entlegenen Friedhof. Er suchte die Einsamkeit, doch auch hier fand er sie nicht. Auf einem Grabeshügel saß ein Greis, gestützt auf seinen Stab; sein Haupthaar war gebleicht, und düst'rer Gram umwölkte seine Züge; in tiefen Furchen stand's auf seiner Stirn geschrieben, daß er aus der Zahl der Glücklichen gestrichen war. Er schien nicht mehr in dieser Welt zu leben; er gehörte der Vergangenheit an; nicht auf dieser Erde, nein! bei den Todten weilte sein Geist. Neben ihm saß eine weibliche Gestalt, noch in der ersten Blüthe der Jahre, und doch schon abgestorben für die Freuden hienieden. Auf ihrem Schooße hielt sie einen kleinen Knaben, und spielte gedankenlos mit den blonden Locken des Knaben. Herbe Leiden hatten die Röthe ihrer Wangen gebleicht, Thränen das Feuer des Auges verlöscht; glanzlos blickte

das einst so lebendige Auge, jetzt matt und thränenfeucht. Ein eigener Zug von Melancholie spielte um den schöngeformten Mund, und erhöhte das Interesse des noch immer schönen Gesichtes.

Nachdenkend blickte der Major auf diese Gruppe. „Gewiß sehr unglückliche und vielleicht schuldlose Menschen!“ dachte der Major bei sich; er näherte sich langsam, doch plötzlich blieb er sinnend stehn. Diese Züge hatte er gesehen, sie waren ihm bekannt, das Gedächtniß aber hatte ihn in dem Augenblick verlassen; da dämmerte es plötzlich vor ihm auf; er suchte sich zu fassen; er wußte nicht, ob er träume oder wache. Jener Greis war — der kräftige Waltherr, die junge Dame — Fräulein Amalie von Ellern. — „Um Gott! ist's möglich, Herr Waltherr sind Sie's oder täuschen mich meine Sinne?“ Dies im Tone des höchsten Erstaunens und der innigsten Theilnahme aussprechend, stand er vor dem sich langsam aufrichtenden Greise. Ausdruckslos blickte ihn der Alte an, gleichsam als ob er sich besänne, den Fragenden gekannt zu haben. „Ja, ja!“ erwiderte er endlich; jetzt besinne ich mich: „Sie sind mein alter Nachbar, der Major von Eschendorff. Der Zufall hat Sie wahrlich in keine frohe Gesellschaft geführt! ich bin Waltherr, der einst so froh und glücklich im Kreise seiner Familie zu Düle lebte; das Schicksal aber hat mich hart getroffen; Alles hat es mir genommen, was mir lieb und theuer war. Allein nun stehe ich auf dieser weiten Welt, verlassen und beschimpft; doch murren will ich nicht: geduldig will ich tragen, was Gott mir auferlegte; in langen Zügen hab' ich schon den bitteren Kelch getrunken, vielleicht ist er bald ausgeleert. Vielleicht — ruft Gottes Gnade bald mich ab! ich bitte täglich Gott darum.“ Thränen standen in den Augen des Unglücklichen, Thrä-

nen in den Augen Amaliens und ein tiefer Seufzer verrieth die herben Leiden der Armen.

„Ach, Großvater! hier bring ich unserm kleinen Rudolph schöne Perlen — Perlen bedeuten Thränen, und weinen wird er genug in seinem Leben — “. So rief ein Frauenzimmer von etwa 23 Jahren, welche herbeilte, und bunte Steine in die Schürze des Kleinen warf. Anzug und Haltung verriethen, daß sie noch unglücklicher als Walthers, daß sie — wahnsinnig war. „Siehst Du,“ begann sie zu dem Major, „wie mein Rudolph sich freut? ja, er ist von den Todten auferstanden; er lebt wieder und wird für mich und seinen Vater beten. Hu! der ist in der Hölle; armer Robert, ich werde Dich erlösen.“ Thränen ersticken hier ihre Stimme. Diese Unglückliche war Agnes, jene Wahnsinnige, welche zwei Jahre früher, als Walthers mit den Seinigen von dem Bade zurückkehrte, die erschütternde Scene im Forste veranlaßt hatte.

(Fortsetzung künftig.)

Der letzte Wille.

M a n n.

Versprich mir, meinen letzten Willen,
Nach meinem Tode pünktlich zu erfüllen!

F r a u.

Ja, ich versprech' es Dir, wenn Du gestorben bist,
Weil es das erste Mal, und auch das letzte ist.

Kaiser Joseph II. und die Wittwe.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Während dieses langen Gespräches hatten Beide eine beträchtliche Strecke Weges zurückgelegt. In einer abgelegenen Gasse stand das Fräulein plötzlich still und sagte:

„Nun will ich mich Ihnen empfehlen.“

„Wohnen Sie denn hier?“

„Das nicht,“ versetzte sie, „ich habe hier noch etwas zu besorgen.“

„Nun, so will ich vor der Thüre warten, bis Sie wieder zurückkommen. — Sie haben es mir nun schon erlaubt, mein Fräulein, Ihr Begleiter sein zu dürfen, und so spät können Sie den weiten Weg nicht allein zurücklegen.“

Das Fräulein machte Schwierigkeiten, meinte, es dürfte das Geschäft, das sie in dem Hause abzumachen hätte, sich in die Länge ziehen, und sie könne es doch nicht zugeben, daß er sich vor der Thüre langweile. Der Unbekannte suchte diesem Einwand dadurch zu begegnen, daß er sie um die Erlaubniß bat, ihr dann in das Haus folgen zu dürfen. Neue Verlegenheit. Endlich erfolgte das Geständniß, wie sie die Absicht habe, bei einem dort wohnenden Manne, der auf Pfänder lieh, die ihr noch übrig gebliebenen bessern Kleidungsstücke, welche sie in dem Paquetchen trug, zu versetzen, um für ihre so kranke Mutter Arznei zu bezahlen, und ihr einige Erquickung zu verschaffen.

„Wenn es weiter nichts ist, mein Fräulein, so hätten Sie sich den weiten Weg ersparen können. Wie viel wollen Sie darauf borgen?“

„Ach, wenn es möglich wäre, zwei Dukaten,“ versetzte sie, es ist das Beste was ich noch habe, und auch ein schöner goldener Ring dabei, ein Andenken von meinem Vater, den er mir einst an meinem Geburtstage schenkte.“

Diese Erinnerung erweckte bei ihr mit einemale alle schmerzlichen Gefühle ihrer jetzigen hilflosen Lage.

„Lassen Sie das,“ sagte der Unbekannte, „ich bin fest überzeugt, daß sich Morgen Alles zu ihrem Vortheile ändern soll. Auf Pfänder leih' ich zwar nicht, aber ich bitte, daß Sie das gewünschte Geld von mir annehmen. Ich

werde Sie nun nach Ihrer Wohnung zurückbegleiten, und erwarte Sie Morgen zur bestimmten Zeit unfehlbar auf der kaiserlichen Burg.“

Ihr Widerstreben war ohne Erfolg, und da sie von dem Unbekannten am folgenden Tage eine weit größere Gunst erwartete, so wagte sie es nicht, sich seinem Verlangen hartnäckig zu widersetzen. Er brachte sie vor die Thüre der ärmlichen Wohnung der Mutter, und indem er dem Fräulein nochmals empfahl, nicht zu vergessen, mit der Vorstellung an den Kaiser zur rechten Zeit zu erscheinen, drückte er ihr ein Papier mit Geld in die Hand, und entfernte sich eiligst.

Die Tochter trat zu der Kranken Mutter in das enge Stübchen, erzählte ihr unter wechselnden Gefühlen der Furcht und Hoffnung ihr sonderbares Abenteuer, und öffnete das erhaltene Papier. Statt der erwarteten 2, fand sie darin 12 Dukaten.

Der Gedanke, dadurch der geliebten Kranken Mutter einige Erquickung, und wenigstens fürs Erste einige höchst nöthige Bequemlichkeiten verschaffen zu können, ersickte bei dem Fräulein alle Besorgnisse über die etwa dabei verborgenen Triebfedern eines solchen Geschenkes von einem unbekanntem Manne.

Die Mutter, älter, welterfahrner und mißtrauischer, war darüber mehr bestürzt als erfreut und sagte:

„Ich wollte, Du hättest das Geld nicht genommen, und lieber das Wenige, was wir noch haben, versetzt, als von einem fremden Menschen solch ein Geschenk anzunehmen. Ein Kammerdiener, und wenn er auch beim Kaiser selbst ist, giebt nicht 12 Dukaten um nichts und wieder nichts hin. Mit der Vorstellung, die er dem Kaiser überreichen will, ist es gewiß nur Windbeutelei. Du giebst von dem Gelde keinen Pfennig weg, gehst Morgen auf

die kaiserliche Burg, und stellst ihm, wenn Du ihn dort findest, die 12 Dukaten zurück. Sieh Acht, er hat sich nur für einen Kammerdiener ausgegeben, und nach einigen Tagen, wenn er glaubt, daß wir von dem Gelde nichts mehr haben, wird er sich bei uns einfinden — ich mag nichts weiter sagen. — Das ist der härteste Fluch des Unglücks, daß das reiche Laster sich gegen die Hülflosen Alles zu erlauben berechtigt hält!“

Diese Aeußerungen einer vom Schicksal hart gebeugten Mutter, die dadurch den tröstenden Glauben an Tugend fast verloren hatte, verlöschten den schwachen Funken von Hoffnung, der in der Seele der unbefangenen Tochter aufgeblüht war, und an ihre Stelle trat eine desto größere Niedergeschlagenheit.

Mutter und Tochter hatten eine sehr unruhige Nacht; fast kein Schlaf kam in Beider Augen, und die Tochter sehnte sich bange nach dem Anbruch des Tages, um wenigstens über den in ihrem Herzen erregten schwarzen Argwohn Gewißheit zu erlangen, denn diese scheint dem Unglücklichen nicht so qualvoll, als das peinliche Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung.

Mit den noch unbenutzten 12 Dukaten, in das nämliche Papier gewickelt, ging das Fräulein zur bestimmten Zeit mit schwerem Herzen nach der kaiserlichen Burg. In der Ueberzeugung, daß es mit dem, was der angebliche Kammerdiener ihr gesagt, nur leere Spiegelfechtereie gewesen sei, hatte die Mutter sich nicht dazu verstehen wollen, eine neue Bittschrift an den Kaiser aufzusetzen.

Der Thürsteher hielt sie beim Eintritt in das Portal an und fragte sie, zu wem sie wolle.

„Ich bin zu dem kaiserlichen Kammerdiener Wenzel beschieden,“ versetzte sie, schon im voraus überzeugt, daß man sie mit der Antwort

zurückweisen würde, es giebt keinen Kammerdiener dieses Namens.

Wie erschrad sie aber, als der Thürsteher ihr höflich antwortete:

„Ich weiß schon! — Belieben Sie nur die Treppe hinauf zu gehen.“

Er zieht an einer Schelle. Zitternd steigt das Fräulein die Stufen empor. Ein statlicher Lakai harrt ihrer dort, öffnet eine Flügelthüre und giebt ihr durch ein Zeichen mit der Hand zu verstehen, daß sie in ein prachtvoll decorirtes Zimmer treten möge.

Sie zögert, wankt, will die Lippen öffnen, aber die Angst lähmt ihre Zunge.

„Ich bitte gehorsamst, nur näher,“ sagte der Lakai, und kaum sich selbst bewußt, gehorcht sie instinktmäßig.

Die Flügelthüre schließt sich hinter ihr, und sie steht in dem großen, köstlich geschmückten Zimmer allein. Der Glanz der hohen venetianischen Spiegel, die reichen Vergoldungen, die seidnen Vorhänge mit goldenen Franzen, der kristallne Kronleuchter, von der prachtvoll gemalten Decke herabhängend, die schönen Gemälde an den mit seidnen Tapeten bedeckten Wänden, die Marmortische, Vasen und Bildsäulen, die vergoldeten Armsessel und andere Gegenstände blendeten sie, aber in all dieser geschmackvollen Pracht fühlte sie sich unheimlicher, beklemmender, als in einer öden Wüste.

Es vergeht fast eine Viertelstunde, wo sie sich selbst und ihren Betrachtungen überlassen, regungslos auf einer Stelle steht, und, die Augen schüchtern auf den schönen Teppich des Fußbodens heftend, kaum Athem zu schöpfen wagt.

Endlich öffnet sich eine Thür im Hintergrunde, und herein tritt ein junger Mann in weißer Uniform, reich mit Band und Orden geschmückt. Das Fräulein schlägt die Augen auf, erkennt in dem Eintretenden Kaiser Joseph

II., und, o Schreck! den Unbekannten vom gestrigen Abend.

Möglichlich sich erinnernd, welch hartes Urtheil sie über den Monarchen gefällt, will sie sich ihm zu Füßen werfen, doch die Kräfte verlassen sie; ohnmächtig sinkt sie zu Boden.

Der Kaiser ruft nach Hülfe. Die Besinnungslose wird auf ein Sopha gebracht, und nach einigen Minuten kehrt das entflozene Bewußtsein zurück.

Joseph selbst war der Unbekannte gewesen, der das Fräulein den Abend zuvor im Prater angeredet hatte. Gleich nachdem er sie verlassen, forderte er eine genaue Auskunft über den verstorbenen Hauptmann von Minnhäufen. Der Graf von S**** hatte aus einer nicht lobenswerthen Absicht ihm nicht eine der Eingaben der Wittwe zukommen lassen; er hoffte endlich von der bedrängten Lage der Mutter und ihrer Tochter Nutzen zu ziehen, zumal er durch seine erheuchelte Theilnahme an ihrem traurigen Schicksale, ihr unbedingtes Vertrauen gewonnen hatte.

Die Auskunft über den Verstorbenen gereichte zu dessen Lobe, und eben so vortheilhaft war das Zeugniß über das Betragen der Wittwe und ihrer Tochter von Seiten der obersten Polizeibehörde.

Als das Fräulein sich wieder erholt hatte, faßte sie Joseph zutraulich bei der Hand und sagte zu ihr:

„Mein Fräulein! Wozu Ihnen gestern der Kammerdiener Wenzel Hoffnung machte, wird heute der Kaiser in Erfüllung bringen. Ich habe meine wichtigen Gründe, ihn nicht zum Lügner werden zu lassen. Hier haben Sie eine schriftliche Versicherung für Ihre Frau Mutter, in welcher ihr, wie ich glaube, eine hinlängliche Pension auf Lebenszeit zugesichert, und im Fall sie sterben sollte, Ihnen davon die Hälfte bewilligt ist. — Ich habe nicht

Eine von den Bittschriften Ihrer Mutter erhalten, die mir der Graf von S**** nach seiner Versicherung eingehändigt haben will. Sie waren gestern ungehalten, daß ich ihn einen Windbeutel nannte; Sie sehen aber, daß ihm nicht Unrecht geschehen. Wollte Gott, er wäre nichts weiter, als das!“ —

Das Fräulein, tiefgerührt, wollte ihrem gepreßten Herzen durch Worte Luft machen.

„Keinen Dank!“ versetzte Joseph, „aber eine Bitte: wenn künftig Jemand etwas Nachtheiliges von mir spricht, so nehmen Sie sich meiner freundlich an.“

Er verließ das Zimmer, und das Fräulein kehrte mit dieser frohen Botschaft zu der ihrer ungeduldig harrenden Mutter zurück, die nun gestand, daß man auch den Argwohn zu weit treiben könne, und daß der Schein — sogar der böse — zuweilen trüge.

Friedrich II.

Besonders nahmen sich die Soldaten der Leibgarde viele Freiheiten gegen den König heraus, und selbst in den ernstesten Lagen konnten sie ihre muthwilligen Aeußerungen nicht unterdrücken. Am Tage der Schlacht bei Lissa ritt der Monarch neben dem ersten Bataillon Garde einher, begleitet von den Generalen Zieten und Wedel, mit denen er die Anstalten zur Schlacht überlegte. Ein gewisser feierlicher Ernst, eine des großen Vorhabens würdige Stille herrschte überall.

Da rief ein Gardist aus dem letzten Zuge seinem in einem der erstern Züge marschirenden Bruder zu. — „Was ist los?“ fragte der letztere. — „Sammele doch eine Collecte in deiner Compagnie!“ — „Für wen denn?“ — „Frag noch! Sieh nur Frixen sein Rock-

futter an, es muß geslickt werden!“ — Alles sah lachend nach dem dicht am Zuge reitenden Monarchen, und jeder äußerte laut, was er an des Königs Kleidung der Reparatur nöthig hielt. — „Wenn unser einer einmal so auf die Parade käme, der Alte würde uns auslachen!“ fing ein anderer an. Und so gieng den ganzen Marsch; da sprengte Friedrich nach dem linken Flügel, und das ernste Wort: „Gewehr an! Rechts schwenkt Euch!“ stellte mit einem Male die feierliche Ordnung wieder her.

Anekdote.

Die Offiziere, welche das zum Dienst in den Tuilerieen zu Paris bestimmte Nationalgardenkommando befehligen, haben bekanntlich immer die Ehre, zur Tafel der königl. Familie gezogen zu werden. Einer dieser Herren erschien dabei vergangene Woche in einem durch den Straßenkoth sehr besudelten Anzuge; den diensthabenden Adjutanten beleidigte diese Vernachlässigung der Toilette, und er machte den König darauf aufmerksam. „Lassen Sie den armen Teufel in Ruhe,“ antwortete der König, „wie viel gäbe ich darum, wenn ich mich ohne Gefahr so beschmutzen könnte.“

Miscellen.

Der vor einiger Zeit bei den Bauhandwerkern übliche Gebrauch, bei ihren Feierlichkeiten nach Errichtung eines Gebäudes u. von der Höhe die bei Ausbringung von Gefundheiten geleerten Trinkgeschirre zur Erde zu werfen, hat den Tod eines Kindes herbeigeführt, weshalb Se. Maj. der König befohlen haben

